Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

47 (24.11.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Der Spukhund / Eine Heimaterzählung von Paul Ickes

Schluß

„Und ihm nichts getan?"

„Nichts". sagte Dr. Rodt, ohne den Blick zu senken. „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die ich respektiere."

„Und was war nun mit der Hexe?", erkundigte sich Schwaibacher.

„Ja, die Hexe", sagte der Arzt, „mit der war es so: Sie war eigentlich nicht da, denn ein Gespenst braucht nicht unbedingt eine Hexe zu sein, es ist selbständig. Aber man brachte doch die junge Rosa, die Tochter des Verunglückten, mit dem Spukhund in Verbindung, weil man sich einredete, der alte Bauer hätte alle seine Härten zu bereuen und wollte nun wenigstens seine Tochter vor dem Unglück bewahren, das er selbst der alten Bäuerin zugefügt hatte. Sie wissen ja, meine Herren, daß die Gespenster nur umgehen, weil sie etwas zu sühnen haben. Sie sind ruhelos, bis sie abgesühnt haben. Der Geizige ist noch im Grabe ruhelos, der Tierquäler findet keine Ruhe, der Mörder muß spuken, — all das scheint festzustehen. Bitte um Vergebung, Herr Lehrer, im Augenblick rede ich. Der Bauer Schorsch hatte mancherlei dieser Art gesündigt; — daß er es war, der gerade als Hund umgetrieben wurde, ließ sich schon erklären. Aber wie dem nun auch war, — es mußte ein Bauer auf den Hof am Lierbach. Und Hund hin — Hund her, es gab immerhin einige Burschen, denen der freie Hof wichtiger war als der Spukhund. Ich wunderte mich nicht, als ich hörte, daß Rosa, die Tochter also, nicht abgeneigt war, das Wagnis zu wiederholen, das der Mutter so kläglich mißglückt war. Sie blühte jetzt, da beide Frauen die Herrschaft über die Speisekammer ausübten, wunderbar auf, — sie bekam alles, was die Natur für solche Zeiten vorgesehen hat, — sie wurde im Verlauf weniger Monate ein hübsches, heiteres und begehrenswertes Geschöpf. Sie mochte es wert sein, daß man ihretwegen den Kampf mit einem gespensternden Hund aufnahm. Zudem hatte sich, ich weiß nicht woher, die Auffassung gebildet, daß der Spukhund Ruhe geben müßte, wenn auf dem Hofe Ordnung eingezogen sein und Rosa einen tüchtigen Mann gefunden haben würde. Ein Gespenst pflegt ja mit seiner Sühnemission auch eine vorsorgliche Zukunftsaufgabe zu verbinden. Die Volksmeinung wenigstens will es so."

„Das ist wahr", sagte Schwaibacher, „dafür hat man Beweise."

„Nun ja", nickte Dr. Rodt, „wie Sie sehen, es hatte alles Hand und Fuß am Lierbach. Es gibt Dinge, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt, — paßt immer wie die Faust aufs Auge. Besonders einer der Burschen war es, dem der Spukhund arg zusetzte, — es war der Sohn eines kleinen Bauern in der Nachbarschaft der „Taube". Auf diesem Hof erschien der Hund wieder und wieder, knurrte und burrte, kratzte an der Tür und brachte den eigenen Kettenhund, Ehre seinem Andenken! — zur Verzweiflung. Beide Hunde heulten gemeinsam, der Kettenhund unter der „Taube" und der Spukhund. Und dann war in der Regel alles wie vom Winde zerstoben. Das Zwischenreich hat seine eigenen Gesetze. Was der weiße Hund auszudrücken beabsichtigte, war nicht mißzuverstehen: so wie mir geht's allen Gewalttätigen, Geizigen, Rohen, allen Tier- und Menschenschindern, also richtet euch danach. Ich bin die Warnung, die nicht zur Ruhe kommt."

„Dafür gibt's Beweise", sagte wieder der Schwaibacher, „und wenn man so eine Mahnung nicht versteht, hört die Unruhe alle Lebtag nicht auf."

„Hei jo, so ist es", nickte Dr. Rodt. „Am schrecklichsten gebärdete sich der weiße Hund eines Nachts, als der junge Bauernbursche vom Tanz zurückkam. Er war oben auf dem Kniebis gewesen, genau gesagt in der „Zuflucht". Damals ging man noch die alte Straße hinab nach Oppenau, durch den Hochwald bis zur Maisacher Straße. Die Herren kennen vielleicht die Stelle, obwohl die alte Straße heute unbeliebt geworden ist. Im meine die Stelle, wo man aus dem Walde heraustritt und dann zur rechten Hand den Blick ins Lierbachtal hat; tief unten das breite Tal und die Häuser der „Taube" und so weiter . . . es geht da steil und halsbrecherisch zu. Also just an dieser Stelle kommt mein Bürschlein, vom Tanzen müde, aus dem Waldschatten heraus, das Mondlicht breitet sich über den Lierbach aus wie Silberglanz oder ähnliches, ein dünner, grauer Dunst erhebt sich gerade aus der dunklen Senke des Bachbettes — und da knurrt es und burrt es wieder hinter den Ginsterbüschen, und die bleichen Mondstrahlen verfangen sich im fahlen Fell des ruhelosen Hundes, der sich aus dem Nichts manifestiert zu sichtbarer und hörbarer, wenngleich auch nicht greifbarer Körperlichkeit. Bedenken Sie, meine Herren, die nächtliche Stunde, die Einsamkeit der alten Kniebisstraße, die magische Beleuchtung der Szenerie, das nicht ganz stubenreine Gewissen des jungen Burschen, der eben von einem tänzerischen Seitensprung kommt, — bedenken Sie aber vor allem auch die Unheimlichkeit der unter der Sühne leidenden Erscheinung, die zur Strafe jeder Menschenähnlichkeit beraubt ist, weil sie schon bei Lebzeiten menschliches Gefühl vermissen ließ, — genug: dem jungen Mann entschwand der letzte Eigensinn vor der Höllenglut dieses Erlebens, und ich bin sicher, daß er alles laut versprochen haben würde, wenn es dem Spukhund gegeben gewesen wäre, sich noch in menschlichen Tönen verständlich zu machen."

„Und woher wollen Sie das wissen?" fragte der junge Lehrer lächelnd.

„Ich weiß es, weil ich den jungen Mann später gesprochen habe", antwortete der Arzt. „Er hat es mir anvertraut, daß ihm in dieser Stunde bewußt wurde, welcher alte Adam noch in ihm wohnte, und er nahm sich vor, noch am gleichen Tage zur Rosa hinaufzugehen, ihr den Tanz auf der „Zuflucht" zu beichten und allen Ernstes um ihre Hand anzuhalten. Wenn ich jemals im Leben — so sagte mir der junge Bursche, nachdem er geheiratet hatte — wenn ich jemals im Leben gute Vorsätze gefaßt habe — und einige habe ich dann auch ausgeführt —, so ist es in jener schrecklichen Minute gewesen, in der der weiße Hund hinter dem Ginsterbusch an der alten Kniebisstraße hervortrat, unbewegt stehen blieb und nur den Kopf hin- und herbewegte, während er unheimlich knurrte. Ich bin dann in großen Sprüngen die Straße hinabgelaufen, bis zu den ersten Häusern von Oppenau, und ich kam, als wäre ich durchgeprügelt worden, auf dem Hofe meines Vaters an, ein Mensch, der genau darüber im Bilde war, daß schlechte Taten sich nicht auszahlen."

„Wenn der Aberglaube zu sittlichen Einsichten führt —" begann der Lehrer.

„Dafür gibt's Beweise", unterbrach ihn der Schwaibacher ungeduldig. „Alles, was wiederkehrt, erfüllt eine Aufgabe an uns, das steht fest, Herr Lehrer."

„Am nächsten Tag wanderte der Bursche tatsächlich hinauf zum verwaisten Hof unterm Kutscherkopf", schloß Dr. Rodt seine Geschichte und rief den Wirt herbei, indem er mit dem Glasrand an die Tischkante pochte, — „er freite um die Rosa, und er hat sich in der Ehe auch ausnehmend gut geführt. Und das Erstaunliche ist, daß er ohne Geiz und Antreiberei zuguterletzt mehr Taler auf der Sparkasse hatte, als der alte Schorsch sich je hätte träumen lassen. Aber das gehört nicht mehr hierher. Einszwanzig der Glühwein, Herr Wirt?" Er zahlte.

„Und die junge Hexe, Doktor?" fragte Schwaibacher, als der Arzt und ich schon unter der Tür standen und unsere Skier heraussuchten.

Dr. Rodt winkte stumm ab, und wir beide traten ins Freie. Der Schnee rieselte nur noch als Staub herab, und wie immer nach solchen starken Entladungen, zeigten sich hier und dort bereits einzelne Sterne. „Wir werden eine gute Abfahrt haben", sagte der Arzt, während wir die Bindung anzogen. „Ueber den Schliffkopf wär's eine Ungeheuerlichkeit für Sie, in Oppenau verschaffe ich Ihnen einen Schlitten nach Allerheiligen. Es ist Rosas Sohn, den ich besuche."

Wir erreichten die Höhenstraße. Der Himmel wurde licht und besternt, der Schnee leuchtete gleichsam aus eigener Kraft. Allgemach arbeiteten wir uns zum Roßbühl hinauf, und dahinten begann der schnelle Abstieg. Der Arzt spurte, und ich hatte eine mühelose Fahrt. Wir hielten uns an die freie Straße, die sich wie ein breites Band vor uns niedersenkte, in Geraden und Windungen. Endlich hörte der Hochwald auf, und in der Ferne erschienen die ersten Lichter von Oppenau. Vor mir stäubte eine mächtige Welle des Pulverschnees hoch, Dr. Rodt bremste scharf. „Sehen Sie", sagte der Arzt, „das ist die Stelle, von der ich vorhin sprach, — da unten — das schwarze Gerinnsel, der Lierbach . . ."

Ich lachte: „Und hier stehen irgendwo die Ginsterbüsche, hinter denen der Spukhund bellte, ja?"

Auch Dr. Rodt lachte: „Gebellt hat er nicht, damit hätte er sich verraten, er hat nur geknurrt. Ich bin überhaupt bei der Wahrheit geblieben, verehrter Herr —"

„Bis auf die Hexe", sagte ich.

„Nun ja", antwortete der Arzt, „die junge Hexe war von mir angestiftet worden, sie war in der hündischen Verkleidung nicht gerade sehr beweglich, — aber was braucht's viel Echtheit unter Menschen, die das Unwahrscheinliche für möglich halten?"

„Es liegen Beweise vor . . .", sagte ich heiter.

„Eben, sie liegen vor", lachte Dr. Rodt.

„Und hat der junge Ehemann geglaubt?" wollte ich wissen.

„Sie fragen mehr, als ich beantworten kann", erwiderte er. „Solange Menschen sich scheuen, nachts über einen Friedhof zu gehen, dürfen wir annehmen, daß sie auch an Gespenster glauben. Und warum soll ein Gespenst nicht auf vier Füßen laufen und knurren? Meine junge Hexe hat sich auch später nie verplappert und hat das Geheimnis mit sich ins Grab genommen. Am Ende ist es auch wohl gleichgültig, womit man die Menschen im Zaume hält, nicht wahr . . .? Aber weiter, man erwartet mich in Oppenau, und Sie sollen Ihren Schlitten bekommen."

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 24. November 1951 | Nummer 47

Kirchenfenster entstehen am Bodensee

Die „gläserne Palette" des Meisters Heberle / Von Heinz Finke

Den Geist der alten Dombauhütten atmet die Glaskunst-Werkstätte des Glasmalers Albert Heberle in Ueberlingen. Unsere Bilder zeigen links: Ein Christuskopf entsteht. Mitte: Teilbild einer Kreuzigung. Rechts: Bei der Auswahl des Glases Foto: Finke

Nahe dem ehrwürdigen St. Nikolaus-Münster, dessen eigenwilliger Turm das Wahrzeichen der alten Bodenseestadt Ueberlingen ist, befindet sich am Hang des einstigen Stadtgrabens in einer schlichten Holzbaracke eine der interessantesten Werkstätten des deutschen Südens. In der dämmernden Stille dieses alten Wehrgrabens waltet hier in mittelalterlich anmutender Abgeschiedenheit der greise Meister eines edlen Kunsthandwerkes, das im Mittelalter seine größte Blütezeit erlebte, das aber, — wie wir uns hier überzeugen konnten, — auch heute noch lebendig ist.

Diese unter hohen Bäumen verborgene Baracke strahlt etwas vom Geist der alten Dombauhütten aus: in ihr blüht unter den geübten Händen Meisters Albert Heberle der tiefe Zauber farbensprühender Kirchenfenster auf, die mit mystischem Glanz unsere Gotteshäuser erhellen und mit weihevoller Andacht erfüllen. Wer einmal die glutende Pracht der hohen Fenster von Chartres oder das strahlende Wunder der großen Rose vom Straßburger Münster erlebt hat, der weiß um die ausschlaggebende Bedeutung, die die Baumeister des Mittelalters der Kunst des Glasmalens beimaßen — und die ihr auch heute noch zukommt.

Meister Heberle, einem alten Ueberlinger Geschlecht entstammend, das seit Jahrhunderten dort das Glaserhandwerk betreibt, ist heute wohl der einzige seiner Zunft, der das überkommene Handwerk nicht nur mit der gleichen ehrfürchtigen Werkbesessenheit ausübt wie seine großen Vorbilder in gotischer Zeit, sondern der sich auch ihrer alten Technik bedient, die er — nach jahrelangen Studien — 1925 in Erfurt wieder entdeckt hatte. Gerade diese Besonderheit seiner Arbeitsweise ist es, die die in Ueberlingen entstehenden Fenster vor allen anderen auszeichnet und die den Ruf des Meisters in Deutschland begründet hat. Ein Rundgang durch die Werkstatt bietet interessante Einblicke in die Entstehung eines Kirchenfensters vom ersten Karton-Entwurf des beauftragten Künstlers bis zur praktischen Vollendung des Werkes durch die Hand des Meisters. Unter seiner Führung lernen wir das große Vorratslager farbiger Glasscheiben kennen, deren zahllose Farbnuancen die „Palette des Glasmalers" bilden, mit deren Hilfe er seine Fenster gestaltet.

Das Zuschneiden der ausgewählten Gläser an Hand der vorher angefertigten Pappschablonen, ihre Bemalung und technische Bearbeitung, das Brennen sowie das anschließende Zusammenpassen und Einfassen in Blei, das alles erfordert eine Unsumme von Arbeitsgängen, von deren Umfang man sich ein Bild machen kann, wenn man erfährt, daß z. B. allein für die im letzten Krieg zerstörten Fenster der „Pressa"-Kirche in Essen über 150 000 einzelne Glasscheiben von seiner Hand zusammengefügt werden mußten.

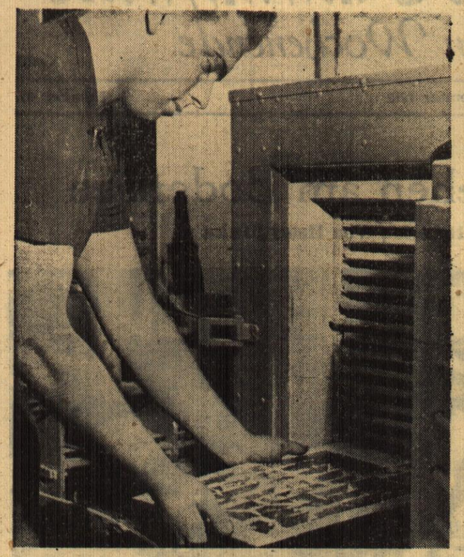
Erst unter dem Eindruck solcher Zahlen kann man auch die Tragik ermessen, die darin liegt, daß Meister Heberle auf der Höhe seines arbeitsreichen Lebens sein ganzes Werk in Scherben liegen weiß: haben doch die schweren Luftangriffe in Nordwestdeutschland fast alle Kirchen zerstört, deren Fenster er einst geschaffen hatte. Doch es ist für den heute 73jähr. ein Trost, daß sein mit 176 qm größtes Fenster, das für die St. Nikolai-Kirche in Hamburg bestimmt war, dank rechtzeitiger Verlagerung erhalten geblieben ist, während die Kirche selbst der Vernichtung anheim fiel. Es ist ein glücklicher Zufall, daß in dem total zerstörten Würzburg ausgerechnet die an der Alten Brücke gelegene Deutschhaus-Kirche unversehrt blieb, so daß auch die dort eingebauten wundervollen Fenster des Meisters Zeugnis ablegen von seiner Kunst.

Trotz der vernichtenden Schläge, die der Krieg seinem Lebenswerk zufügte, arbeitet der Meister täglich in unverminderter Schaffenskraft an den neuen Aufgaben, die ihm gestellt sind, und die ihm keine Zeit lassen, rückwärts zu schauen. So hat er seit 1945 bereits viele neue Kirchen mit seinen Fenstern geschmückt, fünf der schönsten befinden sich in der historischen St. Katharinen-Kirche zu Osnabrück. Auch St. Petri in Hamburg hat ein 30 qm großes Fenster erhalten, dem noch weitere folgen sollen. Zu den erhalten gebliebenen Kirchenfenstern in Hellinghusen sind im vergangenen Jahr als neuestes Werk die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Fenster des Allinger Gotteshauses bei Friedrichshafen am Bodensee getreten, so daß bereits wieder eine stattliche Zahl eindrucksvoller Kirchenfenster beredtes Zeugnis von dem Schaffen eines Mannes ablegen kann, der in der Stille, — vom Geist der alten Meister ergriffen, ehrfürchtig und gläubig — dienend einem Werk verbunden ist, das mithelfen soll, die entwurzelten Menschen unserer Zeit wieder hinzuführen zu Gott.



Gemalte Glasscheiben werden im elektrischen Ofen gebrannt

Lobpreis des Kleinen

Vielleicht kennzeichnet die Oberflächlichkeit, die das sogenannte öffentliche Leben der Gegenwart beherrscht, nichts so sehr wie der Irrglaube, das Große sei unter allen Umständen das — Bessere. Was wunders, daß die Großen immer mehr Lust verspüren, die Kleinen zu verschlucken.

Wer im eigenen engen Dasein darauf achtet, welche Rolle im Menschenleben das Kleine spielt, wird mehr und mehr erkennen, daß der Ursprung alles Großen im Kleinen zu suchen ist. Daß häufig das Große, immer größer geworden, zu wanken und zu schwanken beginnt, resultiert meist daraus, daß es die Verbindung mit dem Kleinen verloren hat.

Gewiß erwachsen den Großen äußere Erfolge, Reichtum, Macht und derlei mehr zweifelhafte Güter aus ihrer Größe — indessen, auch für sie wird echtes Glück, das ja doch nie gleichbedeutend ist mit „klingendem Ertrag", nur im Kleinen heranreifen. Mag sein, sie werden dessen sich nicht bewußt, was aber an der Richtigkeit dieser Feststellung nichts ändert.

Haben nicht die Großen jene Entwicklung heraufbeschworen, die zur unverkennbar verantwortlichen Quelle der Angst geworden ist, in der wir leben. Der Kleine, der sich seiner „Macht", die freilich nicht von dieser Welt ist, bewußt bleibt, braucht sich von dieser „Weltangst" viel weniger als der Große ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Mag man tausendmal über den Kauz lachen, der doch wohl aus weltanschaulicher Verschworenheit mit dem Kleinen heraus das Große ausschlägt — der zwei Drittel des Totogewinns herschenkt und ein Drittel nur behält — ist er nicht doch der wirklich Große?

Beginn das Tagwerk nicht, ohne einen guten Gedanken zu fassen,
Und ohne einen guten Gedanken sollst du von ihm nicht lassen.

*

Willst du dich über den Durchschnitt erheben,
Braucht Stürme auch und Wolkenbrüche dein Leben.

Jodocus Vydt.

Die Kinzig und die Kinzigen

Von Wilhelm Mechler

Wenn wir in der Ortenau und im Hanauerland von der Kinzig hören, so denken wir in erster Linie an unseren rechten Nebenfluß des Rheines, der bei Freudenstadt entspringt, den Schwarzwald in seiner ganzen Breite durchbricht und ihn in eine nördliche und südliche Hälfte teilt, der bei Ortenberg — Offenburg das Gebirge verläßt und bei Auenheim, unterhalb Kehls in den Rhein mündet. Die „Kleine Kinzig" mündet bei Schenkenzell als Quellfluß in unsere Kinzig.

Nicht viele wissen übrigens, daß es noch einen zweiten Fluß namens Kinzig gibt, nämlich die hessische Kinzig, einen rechten Nebenfluß des Mains, an der Südgrenze des hessischen Berglandes. Diese Kinzig fließt an Gelnhausen vorüber und mündet bei Hanau, das übrigens über die Grafen von Hanau dem Hanauerland den Namen gegeben hat, in den Main.

Im nördlichen Odenwald fließt ein Bach Kinzig an den Orten Ober-, Mittel- und Nieder-Kinzig zwischen Michelstadt und Höchst (Odenwald) in die Mömling, einem linken Nebenfluß des Mains.

Und nun das erstaunliche: Im Breisgau gibt es viele Kinzigen, und sehr viele Breisgauer wissen das nicht! Die Kinzigen im Breisgau sind keine Flüsse, sondern schluchtartige Hohlwege im Lößboden. Da oft auch das anstoßende Acker- und Rebland vom Hohlweg den Namen Kinzig erhalten hat, erscheint dieser auch als Gewann- und Flurname. Jedem Kaiserstuhl-Wanderer sind sicher diese eigenartigen Schluchtwege aufgefallen, die von oft haushohen steilen Wänden eingefaßt sind. Diese Hohlschluchten sind ein Charakteristikum der Lößlandschaft, durch die abtragende Tätigkeit des Wassers und die schürfende der Fuhrwerke bedingt. Der gelbe Löß, nach den Eiszeiten durch Westwinde angeweht, lagert im Kaiserstuhl, im Tuniberg, in der March zwischen Nimburg und Hochdorf-Hugstetten in mächtigen Schichten auf dem Untergrund. Die Sonnenhitze brennt glühend heiß in die Kinzigen hinein.

In verdienstvoller Erkundungsarbeit hat Dr. Karl Friedrich Müller etwa 170 heute noch lebende Kinzignamen im Breisgau (zwischen Kenzingen und Müllheim) festgehalten und den heutigen Bestand an Kinzignamen durch viele historische Belege unterbaut. Im 2. Teil seiner Arbeit (Dr. Karl Friedrich Müller, Die Breisgauer Kinzigen, Verlag Moritz Schauenburg, Lahr 1951) stellte der Verfasser die heute noch lebende, von ihm erkundeten Kinzignamen, alphabetisch geordnet, zusammen und ergänzte sie durch viele historische Belege aus der Literatur.

Woher kommt nun das Wort Kinzig? Als Namen der drei Flüsse und in der Bedeutung „Lößhohlwege"? Es ist anzunehmen, daß „Kinzig" in seiner (heute) zweifachen Bedeutung ein und derselben Sprache angehört, es ist bisher nicht bestritten worden, daß man das Wort „Kinzig" in der Bedeutung „Hohlweg" zum Flußname Kinzig stellen darf. Dieser hat die Wissenschaft immer beschäftigt. Alle Forscher stimmen darin überein, daß dies Wort aus dem Germanischen nicht erklärt werden kann. Der so unermüdliche und erfolgreiche Bearbeiter des „Badischen Wörterbuches", Ernst Ochs, Freiburg, dem K. Fr. Müller auch die Anregung zu seiner Untersuchung verdankt, ist der Ansicht, daß es schon lange vor der germanischen Landnahme bodenständig gewesen sei; aus welcher Sprache es stamme, sei nicht bewiesen, auch für das Keltische sind nur dürftige Anhaltspunkte vorhanden.

Auch andere Forscher sind der Ansicht, daß die germanischen Stämme den Flußnamen Kinzig vorgefunden und ihn von der Vorbevölkerung übernommen haben, als sie sich in der oberrheinischen Ebene angesiedelt haben.

Das Breisgauer Wort „Kinzig", kommt nur im Lößgebiet vor, also auf dem ältesten (jüngere Steinzeit) und besten Siedlungs- und Ackerland; es ist durchaus möglich, daß das Wort in fernste Zeiten zurückreicht. Sehr einleuchtend hält K. Fr. Müller es für unmöglich, daß in „historischer Zeit ein uns unbekanntes Volk mit einer uns unbekannten Sprache, von den besten Böden des Breisgaues Besitz ergriffen hat und außerdem den 3 Flüssen den Namen gegeben hat. Woher sollte in historischer Zeit dieses Volk denn gekommen sein?"

Grabinschrift auf einem Dorffriedhof

Von Karl Burkert

In einem kleinen Dorffriedhof hab' ich sie gelesen. Von einer rauhen, grasigen Brockenmauer war er umfangen. So breit war sie, daß ein wegmüder Wanderbursch sich bequem auf ihr zum Schlaf hinstrecken konnte. Ein schönes Bett: Denn da ruhte man auf lauter gelbblühendem Steinpfeffer wie auf goldenen Polstern und die blauen, krispelnden Glocken, die aus allen Ritzen wuchsen, wehten einem immerzu übers Gesicht, sangen einem ein hauchzartes Schlummerlied.

Ich trat eine Weile zwischen den Gräbern umher, ich schritt den Friedhof in allen Ecken aus, und darüber vergaß ich ganz, daß ich so nahe dem Tod und der Auflösung war. Mich deuchte vielmehr, ich sei in einem alten lieben Garten.

Nichts als Blumen, wohin ich blickte. Sie quollen in allen Düften und Farben aus der Erde. Sie füllten mir Aug' und Herz. Es waren alles jene treuen, einfältigen Bauernblumen aus Urgroßmutters Zeiten, aus den Zeiten des Volksliedes und ich unversehens vor eine alte, schon etwas verwitterte Marmortafel. Auf der Morgenseite war sie in die Kapellenmauer eingefügt. Vom zähen Efeu war der gebliche Stein zur Hälfte übersponnen, aber die Schrift lag noch ziemlich frei. Ulrike Zöschlin, las ich. Und weiter, daß die hier Verewigte die hoch- und ehrengeachtete Eheliebste eines weiland gräflichen Vogts gewesen. Nicht lange nach dem bösen Schwedenkrieg hatte man sie in die Erde gelassen. Ich hätte es auch ohne die Jahreszahl gewußt. Ich sah es an den wunderfeinen Schriftformen, die man dortmals noch gekonnt hatte und die inzwischen in Vergessenheit gekommen sind, wie so manches.

Aber das Schönste bleibt zu sagen noch übrig. Das Schönste war der Spruch im unteren Feld der Tafel. „Ich bin eingegangen in die ewige Stille!" hieß es da. Ich weiß nicht, wie lang ich hingestanden bin vor diese sieben Worte. Mir war, ich könnte die Augen nicht mehr von ihnen losbekommen. Dreimal ging ich hinweg und ebenso oft mußte ich, wie von einer noch früher. Von den meisten wußte ich, wie sie hiezuland genannt wurden: Gretel im Busch, Liebstöckel und Prangrose, sagte ich zu ihnen, Himmelsschwertel, Baldersheil, und Reiterskapp. Und sie nickten mir zu, als wären wir gute Bekannte.

Und ich strich hier mit der Hand über eine vermorschte Holztafel, zupfte dort einen windverzerrten Perlkranz wieder zurecht. Ich versuchte jetzt, ob ich wohl den einen oder anderen Bauernnamen, so einen groben, knorrigen, aus Moos und Flechten herausstudieren könnte, und dann freute ich mich über die bunte, stille Sonnenuhr, über das schilpende, zeternde Spatzenvolk, das droben auf dem Kapellendach sein unverwüstliches Wesen trieb und fort und fort zu den Brettelfenstern der Glockenstube aus und ein stob.

Und ganz zuletzt, ich wollte schon meines Weges gehen, kam unsichtbaren Hand geschoben, wieder zurückkehren.

„In die ewige Stille!" klang und sang es in mir. Klang und sang es ringsum in der Luft und flüsterte es in allen den Gräsern und Gräberblumen. „In die ewige Stille!" Wo kein Aug', kein Herzschlag mehr ist, keine Begierde, kein Wunsch, keine Schmerzen. Wo es keine Sehnsucht mehr gibt, die sich in der Erfüllung verzehren muß, wie sich jedes Feuer, jede Hitze zuletzt verzehrt. Wo keine Freuden mehr locken, die doch alle, alle verwelken müssen.

„Stille!" Das heißt: Heimkehr in den Ursprung. Wieder erlöst werden aus der Vielheit und zurückgenommen werden in die Einheit. Wieder versinken in das Geheimnis, das wir Gott nennen.

Minch dünkt, einen schöneren Grabspruch hätte ich nie gelesen.

Einer lieben Verstorbenen

Die Worte all entfliehen,
die sonst mir Diener sind.
Ich bin wie eine Träne,
darin dein Lächeln rinnt.

Ich bin gleich einem Tore,
das fiel wohl hallend zu.
Und keine kann es öffnen
als nur alleine du.

Und immer wieder — immer
— o selig — schöne Frist! —
bin zitternd ich die Zähre,
darin dein Lächeln ist.

Hermann Claudius

Ich habe sie nie gekannt

Gedanken zum Totensonntag / Von Carl Alson

Um des Menschen Herz ist es seltsam bestellt. Warum schätzt es immer im besonderem Maße das Verlorene, statt die Stunde zu nutzen, in der es um uns und mit uns in diesem Leben geht?

Das fragt man sich oft auch, wenn man im täglichen Leben so manche Lieblosigkeiten, so manchen Hader, manchen Streit und Unstimmigkeiten unter Menschen wahrnimmt, die durch enge Blutsbande verbunden sind. Warum sind Mütter und Kinder mitunter so fremd zueinander?

Gewiß, es ist schon besser geworden gegen früher. Achtung und Liebe, Dankbarkeit und Verständnis sind wieder aufgekommen unter Menschen gleichen Blutes. Die verschütteten Quellen des Familienlebens sprudeln wieder hell und klar. Weil man nur den Tag sieht und selten an die Zukunft denkt, in der wohl noch die Kinder, nicht aber die Mutter mehr auf dieser Erde ist.

Man soll immer daran denken, daß gerade die Mutter, die uns das Leben schenkte, nach menschlichem Ermessen meistens eher wieder aus der Welt in die Ewigkeit geht als ihre Kinder. Nütze die Zeit, heißt es daher immer wieder! Was nützen stilles Gedenken, was helfen aller Schmerz und alle Trauer an einem Grabe, was alle Blumen und Kränze — in diesem Leben schon in Taten und Worten Dankbarkeit und Liebe der Mutter erweisen, das ist mehr!

Und gerade im Alltag ist das Geschehen!

An Feiertagen, in Fest- und Familienkreisen ist es leicht, nett und dankbar zu sein. Man soll das aber immer sein.

Es klingt schon so abgebraucht, dieses „Wenn du noch eine Mutter hast!" Was das bedeutet, das kann nur der fühlen, der nie eine Mutter kannte, der sie früh verlor, der leider sagen mußte „ich habe sie nie gekannt!"

Aber so dürfte es eigentlich nicht heißen. Denn natürlich hat er sie gekannt. Durch seine Erinnerung geht es wie ein ferner, stiller Traum von der Mutter, die seine ersten Schritte bewachte, die ihn umsorgte, die sich über ihn beugte und lächelte, dieses stolze, liebende Lächeln einer Mutter.

Doch es blieb nichts, als irgendwo in der Welt ein Grab, der stille Traum. Der aber geht mit durch ein langes Leben, dieser Schatten der Erinnerung an die Mutter! Aber er kann die lebende Mutter nicht ersetzen. Immer fehlt etwas in dem Leben solcher Menschen. Ein unersätzlicher Reichtum an Liebe und Fürsorge ist ihm verloren gegangen. Es ist ein leises und wehes Gefühl für sie, immer von der Mutter nur zu sprechen und zu hören, andere mit ihrer Mutter zu sehen. Man hat dann in voller Schwere das eine erfahren: Die Mutter hat man nur einmal!

Man wird nie genug Dankbarkeit, Liebe und Nachsicht und Verstehen aufbringen für die Frau, die einem das Leben schenkte und einen umsorgte und schützte!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg